

Alle Jahre wieder ...

Die Festtagspredigt zwischen Innovationsdruck, Unterbrechung und Mystagogie¹

Alexander Deeg

Every Year Again ... The Festive Sermon under Pressure for Innovation, and its Understanding as Interruption and Mystagogy. The familiar critique of the conventionality of the sermon contrasts with the vision of its innovative potential regarding form and content. With the approach of the annual innovation pressure on preachers builds up. However, this rests on the problematic figure of thought that the content of the celebration is set out and only needs to be shared and communicated. However, the temporality of the festivity and the rupture in time should be kept in mind, the *kairos* which is expected and hoped for in the *chronos*, and in which lies the genuine innovation. In the context of the church service and its rites, the paradigm of interruption and that of mystagogy are at hand – for both of them the point is to expect the new in “old” words, images and stories of the Bible.

1. Innovation, Konvention und die Ambivalenz der Predigtwahrnehmung

Nicht selten wird der evangelischen Predigt ihre Konventionalität vorgeworfen. Mit „Wikipedia“ meint „konventionell“ „in ästhetischen Zusammenhängen [...] eine rückwärtsgewandte, aus falschem Respekt vor der Tradition entstehende Geisteshaltung“.² Im Blick auf die Predigt sind die Vorwürfe schlichter. Es geht darum, dass sich Predigt so anhört, wie sie sich eben gewohnheitsmäßig und vielleicht ‚schon immer‘ angehört hat: Es sind die immer gleichen Sprachformen. Andeutungen theologischer oder exegetischer Argumentation werden mit „Beispielen“ aus dem Leben angereichert und die verwendeten Floskeln wie „wir alle“, „ein Stück weit“, „wir dürfen wissen/glauben/hoffen ...“ oder „Gott will ... trösten/befreien/auf-richten ...“, ja, selbst der Sprachklang, der von der Kanzel entgegenschallt – ein wenig salbungsvoll, mit zu vielen und daher unnatürlichen Betonungen – ergeben das erwartete Klischee der konventionellen Predigt.

Freilich: Die Klage über die problematische Konventionalität der evangelischen Predigt ist selbst in hohem Maße konventionell. Sie begegnet nicht nur in der Außenwahrnehmung (etwa durch kritische Journalisten), sie begegnet auch, seit es Homiletikerinnen und Homiletiker gibt. Besonders

1 Der Text dieses Aufsatzes geht zurück auf einen Gastvortrag, der am 28.4.2015 an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich gehalten wurde.

2 Zitiert nach <https://de.wikipedia.org/wiki/Konvention> [Zugriff am 19.9.2015].

gut greifbar ist sie z. B. bei Friedrich Niebergall, dem Theoretiker der „modernen Predigt“, der in seiner vor gut 100 Jahren (1902) erschienenen Predigtlehre einen ganzen und überaus unterhaltsamen Paragraphen einem in der homiletischen Wissenschaft jedenfalls unter dieser Überschrift doch selten beachteten Phänomen widmet: dem „Kirchenschlaf“ (§13)³. Predigt werde „mit der Nötigung zum Gähnen assoziiert“ – und dies führt Niebergall auf die hohe Erwartbarkeit zurück, auf die umständlichen Erläuterungen zum biblischen Text und zu seinen historischen Hintergründen, auf die Ansammlung bibelkundlichen Grundwissens, auf die mühsamen Applikationsversuche nach viel zu langer *explicatio* des Bibeltextes, auf das leere Pathos, auf die Wiederholung von Grundformeln und nicht zuletzt auch auf einen Tonfall, der so schrecklich bekannt sei. Selbst wenn man wolle, selbst wenn man, wie Niebergall schreibt, versuche, „mit Aufbietung von Gewalt zur Kanzel“ zurückzukehren – es mag doch nicht gelingen, und man höre am Ende nur noch ein Geräusch, semantisches Rauschen vom erhöhten Ort der Kanzel: „[...] es predigt“, so Niebergall.⁴ Die große Erheiterung, die sich fast zwangsläufig beim Lesen und Vorlesen dieses Paragraphen einstellt, liegt sicher am kabarettistischen Tonfall Niebergalls, aber eben auch daran, dass das beschriebene Phänomen augenscheinlich bis heute bekannt ist.

Und so wird die Kritik an der Konventionalität auch keineswegs nur in der liberalen Theologie eines Friedrich Niebergall laut. Sie begegnet wenige Jahre später auch im Kontext des dialektisch-theologischen Aufbruchs, der in seinen Anfängen (und in seiner grundlegenden Intention bleibend!) ein homiletischer Aufbruch war. Karl Barth und Eduard Thurneysen rangen in ihren Gemeinden in Safenwil und Leutwil und in unzähligen Briefen und Gesprächen mit der Frage, wie die höchst konventionelle Kanzelrede wieder zu dem werden könnte, was sie doch sein sollte: der Ort, an dem und die Zeit, in der Menschen erwarten, dass Gott selbst spricht, dass das Wunder geschieht und in den Menschenworten etwas ganz anderes hörbar werde: Gottes Wort. Inmitten all der Versuche und all dem Zweifel schreibt Thurneysen (der ja zeitlebens ein großer Seelsorger war!) seinem Freund Karl Barth am 28. 10. 1917:

„[...] wir sind nicht recht glücklich dabei, daß wir einstweilen noch so predigen müssen, und die Leute auch nicht. [...] Wir müssen jetzt da hindurch; es werden schon einmal andere Töne kommen, sie klingen bereits da und dort an.“⁵

Mit anderen Worten beschrieb rund 50 Jahre später auch Ernst Lange eine vergleichbare Sehnsucht nach ‚neuen Tönen‘ in der Kanzelrede. Einer Pre-

³ Friedrich Niebergall, *Wie predigen wir dem modernen Menschen? Eine Untersuchung über Motive und Quietie*, Tübingen 1902, 64 f.

⁴ A.a.O., 65.

⁵ Karl Barth – Eduard Thurneysen, *Briefwechsel*, Bd. 1, 1913–1921 (= GA V/3), hg. v. Eduard Thurneysen, Zürich 1973, 239.

digt, die angesichts korrekter theologischer Formeln erstarrt war, wollte er durch mehr Lebensnähe, durch ein aufmerksames Ohr für das, was die Menschen bewegt, aufhelfen. Die „homiletische Situation“⁶ sollte erkannt werden, damit die Predigt endlich wieder relevant werde für die Menschen der Gegenwart. Und nochmals 15 Jahre später beschrieb Rudolf Bohren seine Sehnsucht nach einer Predigt, der es gelingt, „das Schweigen von Gott“ zu brechen⁷ und das Neue des Evangeliums hörbar zu machen. Bewusst gegen Ernst Lange und die neue Ausrichtung an den Erfahrungen von Menschen orientiert, schreibt er:

„Was ich von der Predigt halte, kann ich nicht von meinen Erfahrungen her regulieren, sonst habe ich den Predigtbegriff von vornherein eingepaßt. Ein an der Erfahrung orientiertes Predigtverständnis führt notwendigerweise dazu, daß nichts Neues gepredigt wird, die Novität des Evangeliums geht verloren, die Predigt büßt ihre subversive Kraft ein und bestätigt nur das Vorhandene.“⁸

Predigt hingegen dürfe nie einfach wiederholen und bestätigen, was da ist. Im Gegenteil: „Ich brauche eine Predigt, die den Glauben weckt, der eine Grabplatte zu spalten vermag.“⁹

Ob das Ungenügen an der Predigt nun eher mit ihrem Defizit an Lebenserfahrung oder mit ihrem Defizit an Theologie begründet wird, es bleibt dabei: Homiletikerinnen und Homiletiker stimmen zu jeder Generation ein in das Klagelied über die konventionelle Predigt. Aber wie steht es um die Erwartungen der Hörerinnen und Hörer? Sehnen sich eigentlich nur die Theoretiker der Predigt nach einer Durchbrechung der Konvention, nach homiletischer Innovation?

Zunächst: Nicht wenige der Evangelischen zeigen sich mit der Predigt grundlegend zufrieden. Allerdings ist es hier nicht leicht, quantitativen Befragungen zu trauen. So fragt z. B. die EKD-Mitgliedschaftsstudie seit den 1970er Jahren alle zehn Jahre, ob die Befragten dem Satz zustimmen, ein Gottesdienst solle „vor allem eine gute Predigt enthalten“. Darauf antworten in der fünften Studie 81 %, ja, dies sei ihnen „wichtig“ oder „sehr wichtig“. Aber: Kann man auf diese Vorgabe („gute Predigt“) denn anders antworten als genauso?

Die Kommunikationswissenschaft und Kommunikationspsychologie der 1970er und 1980er Jahre zeigte, dass Hörerinnen und Hörer sich keineswegs nach Neuem, Anderem, vielleicht gar Umstürzendem sehnen, sondern in dem, was sie hören und hören wollen, eher auf Bestätigung ihrer Grund-

6 Vgl. dazu *Jan Hermelink*, Die homiletische Situation. Zur jüngeren Geschichte eines Predigtproblems, Göttingen 1992.

7 *Rudolf Bohren*, Predigtlehre, München 1971, 7.

8 A.a.O., 49.

9 *Rudolf Bohren*, Geist und Gericht. Arbeiten zur Praktischen Theologie, Neukirchen-Vluyn 1979, 99.

überzeugungen achten. Selbst, wenn die Predigt vermeintlich objektiv (auf der Textebene) etwas anderes bedeutete, filtern sie in ihrer Wahrnehmung das heraus, was sie bestätigt und beruhigt.

Wollen also nur die Theoretiker der Predigt und einige Journalisten eine neue und andere, eine innovative Predigt, während die Gemeinde genau das nicht will? Die groß angelegte qualitative Untersuchung des Nürnberger Gottesdienstinstituts¹⁰ erkennt, dass Predigt-Hörerinnen und Hörer oft recht bescheiden sind. Sie wollen, so sagen viele, „etwas mitnehmen“ in der Predigt. Aber das kann auch ganz wenig sein: „Wenn sie [die Predigt] nicht so gut ist, dann bleibt manchmal etwas hängen, ein Wort kann oft genügen, ein Wort kann oft eine zündende Idee bringen.“¹¹

Und es gibt sogar eine Weise der Predigtrezeption, die eine gewisse Konventionalität braucht. Einige Hörerinnen und Hörer scheinen mit der Predigt im evangelischen Gottesdienst ganz zufrieden zu sein, gerade weil sie ihr nicht aufmerksam zuhören und die Predigt sie dazu auch nicht nötig. Sie schätzen es sehr, einmal in der Woche im Gottesdienst einen echten Freiraum zu haben. Eine Viertelstunde, in der sie nicht bedrängt werden, in der nichts geschieht, in der man nicht stehen, zum Altar gehen, singen etc. muss, sondern seinen eigenen Gedanken nachhängen kann. Diese Menschen könnten zwar wahrscheinlich kein Wort der gehörten Predigt mehr wiedergeben, würden aber dennoch (oder gerade deshalb) sehr zufrieden aus dem Gottesdienst gehen. So meinte eine Befragte: „Manchmal höre ich auch zu. Aber manchmal ist es einfach auch nur Kulisse; und zwar positive Kulisse, ... wenn da jemand etwas redet, was hoffentlich in irgendeiner Weise auch positiv ist.“¹²

Müssten Homiletikerinnen und Homiletiker nicht einsehen, dass ihr Innovationsparadigma sich *nicht* deckt mit dem, was Gemeinden und ganz normale Hörerinnen und Hörer wollen und erfahren – und folglich darauf verzichten? Ich meine: Nein. Auch wenn Gemeinden sich daran gewöhnt haben mögen, dass es in der Predigt wenig zu erwarten gibt, auch wenn Gottesdienstbesucherinnen und -besucher bescheiden geworden sind in ihren Ansprüchen an eine ‚gute Predigt‘, ist evangelische Predigt *notwendig* innovativ. Dies jedenfalls ist meine These, wobei ich *Innovation* in zweifacher Hinsicht verstehe:

(1) *theologisch*: Es geht in evangelischer Predigt nicht darum, dass irgendeine *Neuheit* in Analogie zur notwendig ständigen „Neuheit“ der Produkte im Warenkreislauf erfunden und als glänzendes Angebot ‚verkauft‘

10 Vgl. auch die Ermittlung unterschiedlicher Erlebnislogiken im Blick auf die Predigtrezeption bei Uta Pohl-Patalong, Gottesdienst erleben. Empirische Einsichten zum evangelischen Gottesdienst, Stuttgart 2011.

11 Hanns Kerner, Die Predigt. Wahrnehmungen zum Gottesdienst aus einer neuen empirischen Untersuchung unter evangelisch Getauften in Bayern, Nürnberg [o.], zu bestellen unter www.gottesdienstinstitut.org, 25.

12 A.a.O., 29 f.

werden soll. Es geht um Gottes innovative Kraft, wie er sie seinem exilierten Volk Israel in der Endphase des Exils verheißt (Jes 48, 6): „Von nun an lasse ich dich Neues hören und Verborgenes, das du nicht wusstest“. Diese *Neuheit* Gottes ist freilich nicht auf die letzten Jahre des Exils begrenzt, sondern als Wirken des Gottes, dem es – die Testamente verbindend – um die „neue Erde“ und den „neuen Himmel“ geht, zu *jeder Zeit* innovativ. Freilich gilt zugleich: *Diese Neuheit können Predigende nicht ‚machen‘*; sie ist in dieser Hinsicht als „Ereignis“ der Predigt zu beschreiben, auf das Predigende und Hörende hoffen, zugehen und von dem sie (hoffentlich) immer wieder auch herkommen.

(2) *inhaltlich und rhetorisch*: Aber gerade weil es theologisch um *diese Neuheit Gottes* geht, wird evangelische Predigt die Frage nicht los, wie sie formal und inhaltlich gestaltet werden kann, damit sie das wird, was sie sein soll: eine Rede in der Erwartung des Redens Gottes, der „Neues hören“ lässt. Evangelische Predigt wird daher nicht einfach leidenschaftslos wiederholen, was schon so oft gesagt wurde. Sie wird auch nicht primär Vorträge *über* Themen des Glaubens oder der Theologie halten, die man besser woanders hören könnte. Form und Inhalt werden (wie immer!) interagieren – und sie wird eine *gespannte* Rede sein, gespannt darauf, wie Gott selbst sein Wort ergreifen wird inmitten unseres Lebens und daher ausgespannt auf Gottes Novität inmitten der Lebenswirklichkeiten. Sie wird daher immer auch selbst für den Prediger oder die Predigerin eine spannende Rede sein; denn auch er oder sie weiß nie im Voraus, ob die Versuchsanordnung Predigt zu ihrem eigentlichen Ziel bei den einzelnen Hörerinnen und Hörern führt – oder das nicht tut.

2. Das Fest, der gesteigerte Innovationsdruck und eine grundlegende Problematik

Was bedeutet dies nun für die Predigt am Festtag? Wenn das Fest heranrückt, steigt die Anspannung, steigt die Nervosität, steigt die pastorale Arbeitsbelastung. Das gilt in besonderer Weise für Weihnachten. Die Adventszeit ist bekanntlich alles andere als eine stille Zeit der Buße und Einkehr und Besinnung. Sie ist Vorweihnachtszeit und neben dem, was auch Pfarrerrinnen und Pfarrer für ihr eigenes Fest in der Familie zu organisieren haben, kommen die Einladungen zu Advents- und Weihnachtsfeiern, zu Basaren und Theateraufführungen, zu Weihnachtsmärkten und Altenheimnachmittagen. Und natürlich die Vorbereitungen für die Festgottesdienste mit ihren Krippenspielen und für die musikalisch besonders gestalteten Gottesdienste.

Wenn das Fest heranrückt, steigt die Anspannung. Und irgendwann tritt dann auch die Festpredigt in den Blick und mit ihr die Frage: ‚Wie sag ich’s denn diesmal?‘ Da ist eine Jahrhunderte alte Botschaft und die Erwartung

einer Gemeinde heute. Da ist der eigene Wunsch, den Leuten etwas zu bieten. Vorbei sind die Zeiten – Gott sei Dank vorbei! –, in denen eine gewisse pastorale Arroganz mit einiger Herablassung auf die Festtagskirchgänger geblickt hat. Auf alle die also, die sich schon für ‚regelmäßige‘ Kirchgänger halten, weil sie einmal im Jahr (am Heiligen Abend) in die Kirche gehen. Als es diese Zeiten noch gab, war allein diese Wahrnehmung der Festgemeinde ein psychologisches Ventil, um ein wenig vorweihnachtlichen Überforderungsstress abzulassen.

Dann rückt das Fest heran – und da stehen erfreulich und bedrohlich die Zahlen der kirchlichen Statistik im Raum. Normalerweise kommen (so die EKD-Zahlen aus dem Jahr 2008) rund 0,8 Millionen Menschen in die Gottesdienste, die landauf landab an einem ganz gewöhnlichen Sonntag gefeiert werden.¹³ Das sind – einigermaßen überschaubar – rund 50 Teilnehmerinnen und Teilnehmer pro Gottesdienst. Am Heiligen Abend aber, so die EKD-Zahlen 2012, sind 8,484 Millionen Menschen zu erwarten. Die sich dann freilich auf annähernd dreimal so viele Gottesdienste verteilen, was aber immer noch einen Schnitt von ca. 222 Menschen pro Gottesdienst ausmacht. Das Fest kommt – und mit ihm die vielen und auf einmal auch die *anderen*, die man das ganze Jahr im Gottesdienst nicht sieht und daher auch weit schwerer als die üblich zu erwartende Gemeinde einordnen kann. Unter ihnen sind Glieder der Gemeinde, aber auch die, die nicht zur Kirche gehören (gerade in den Neuen Bundesländern sind sie gar nicht selten) oder als Getaufte zwar noch zur „Kirche“ gehören, der Institution Kirche aber durch ihren Austritt längst den Rücken gekehrt haben.

Das Fest rückt näher und mit ihm die Frage, ob ich als Pfarrer oder Pfarrerin mit dem Gottesdienst am Heiligen Abend die einmalige Chance habe, das Bild von Kirche, das manch einer mitbringt, entscheidend (um-?) zu prägen. Wenn es mir gelingt, so die innere Logik, kommt er oder sie vielleicht öfter, gewinnt einen neuen Zugang zur Kirche, zur Gemeinde und wichtiger: zum Glauben. Wenn ich versage, bleibt er oder sie vielleicht für immer weg.

Das Fest rückt nahe – und vielleicht liest man dann als Verantwortliche/r für die Gottesdienste noch die Ergebnisse der Studie von Konrad Merzyn, der bei seiner Befragung zum Heiligen Abend herausfand, wie wichtig die *Person des Pfarrers/der Pfarrerin* für die Wahrnehmung des Gottesdienstes ist. Und vielleicht erinnert man/frau sich dann auch noch an den alten, aber überaus einprägsamen Artikel von Evelyn Finger aus der ZEIT vom 13.12.2007. Finger meinte bereits in der Überschrift ihres damaligen Beitrags: „Schluss mit dem Geschwätz! Früher war die Predigt eine Kunst. Heute liefern die meisten Pfarrer nur Seelenwellness“.

13 Der Bezugs Sonntag ist dabei Invokavit.

Das Fest rückt nahe – und der Druck steigt. Auch deshalb, weil die Vorbereitung der Festpredigt einerseits einen überaus bekannten Text als Vorgabe hat, andererseits aber eine in vieler Hinsicht unbekannte Gemeinde.¹⁴

Das Fest kommt – und die Frage drängt: Wie sage ich's denn in diesem Jahr? Dann beginnen nicht wenige zu suchen. Der Markt mit Angeboten an Predigthilfen für Weihnachten (vor allem für Weihnachten; Ostern spielt da eine weit geringere Rolle; und Pfingsten gar keine!) ist nahezu unüberschaubar. Kurzgeschichten für Weihnachten, kreative Gottesdienstideen für Festtagsgottesdienste, Bilder, die als Postkarten bestellt werden können und zu denen Auslegungen vorliegen, dazu die vielen Predigten im Internet. Aber – so die ängstliche Frage nach vielem Blättern: Ist diese Geschichte wirklich gut genug? Und hatte ich die nicht schon vor vier oder fünf Jahren? Passt dieses Bild wirklich zu mir? Ist diese Predigtidee nicht zu gewagt?

Das Fest kommt – und der Druck steigt! Doch der so überaus verständliche Kreislauf, den ich eben aufgezeigt habe, hat einen Grundfehler und enthält einen Satz, der so falsch ist, wie ein Satz in theologischer Perspektive nur sein kann: ‚Ich weiß, was das Fest bedeutet – und die Frage lautet nur: Wie sag' ich's denn in diesem Jahr!‘

Nein, noch wissen wir nicht, was Weihnachten am 24. 12. 2015 bedeutet. Wie könnten wir auch? Noch ist es ja nicht soweit. Natürlich wissen wir, dass es Weihnachten um die Geburt Jesu geht, des Christus, des Sohnes Gottes. Der *logos* wurde Fleisch, wie es Johannes sagt. Paulus schreibt in seiner Kurzfassung der Weihnachtsgeschichte: „Als die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau und unter das Gesetz getan, damit er die, die unter dem Gesetz waren, erlöste, damit wir die Kindschaft empfinden“ (Gal 4, 4 f.). Aber so richtig diese Sätze sind: Ich weiß dennoch nicht, was Weihnachten zu predigen sein wird. Wo viele syrische Christinnen und Christen aus dem Flüchtlingsheim um die Ecke im Gottesdienst sitzen, wird anders zu predigen zu sein als dort, wo das nicht der Fall ist. Wo Benjamin Netanjahu zu den Weihnachtsfeierlichkeiten nach Bethlehem reist, um endlich ein Zeichen der Versöhnung zu setzen und den kurz vorher überraschend angekündigten Rückbau der Siedlungen durch einen Handschlag mit dem Palästinenserpräsidenten zu besiegeln, werde ich anders predigen, als wenn das nicht geschieht.

Das Bild vom steigenden vorweihnachtlichen pastoral-homiletischen Druck ist schief, auch im Blick auf die pastorale Rolle. Schon Rudolf Bohren kritisierte und karikierte das Bild vom geistlichen Großwildjäger, der endlich einmal viele Menschen ‚vor die Flinte‘ kriegt. Unbarmherzig nannte er dieses Bild – den Feiernden und dem/der Pfarrer/in gegenüber.¹⁵ Auch

14 Vgl. zur Zusammensetzung der Heiligabend-Gemeinde *Konrad Merzyn*, Alle Jahre wieder. Praktisch-theologische Erwägungen zur Predigt an Heiligabend, in: *EvTh* 73 (2013), 6–17, hier: 8.

15 Vgl. *Rudolf Bohren*, Unsere Kasualpraxis – eine missionarische Gelegenheit? (*TEH* 47), München 1979, 11–14, hier: 11.

Predigende sind Christenmenschen, die sich am Heiligen Abend danach sehnen, dass im Wechselspiel der alten Worte der Bibel, im Klangraum der altbekannten Lieder, im festlich geschmückten Kirchenschiff wahr wird, was es heißt: „Euch ist heute der Heiland geboren.“

Der Kreativitäts- und Innovationsdruck entsteht nur dann, wenn ich davon ausgehe, dass es „Weihnachten“ (oder Ostern oder Pfingsten ...) als eine Art propositionalen Aussagekomplex, als ein *depositum* gibt – und dass meine Aufgabe nur darin bestehe, diesen bekannten Komplex möglichst anschaulich aufzuschlüsseln, auszuteilen, herunterzubrechen oder zu kommunizieren, wenn ich mithin nolens volens eine massive pastorale Bevormundungsstrategie verfolge.

Weihnachten aber liegt nicht fertig in der Geschenkbox, aus der dann nur noch passend ausgeteilt werden müsste. Weihnachten geschieht immer neu. Dies gilt freilich nicht nur für die Festpredigt: Was ein biblisches Wort bedeutet, liegt nicht zeitunabhängig oder situationsunabhängig fest. Es ergibt sich, ereignet sich für die Lesenden und Hörenden immer neu – auch für mich als Prediger und vielleicht und hoffentlich auf der Kanzel noch einmal anders als bei der Vorbereitung der Predigt am heimatlichen Schreibtisch!¹⁶

Es geht bei dem Fest nicht darum, ein altes Geschehen irgendwie aktuell zu machen; es geht um ein jeweils neues Sich-Ereignen des ‚Fest Inhaltes‘: Der, der damals geboren wurde, wird *heute* für euch/in euch/in eurer Mitte geboren. Der, den das Grab damals nicht halten konnte, tritt *heute* unter uns. Der Geist, der den Jüngern damals den Mund öffnete, weht *heute* und rührt uns an.

3. Das Fest und seine Zeit

Wenn das Fest kommt, so hatte ich eben behauptet, steigen Anspannung und Nervosität. Das gilt ja nicht nur für die, die Gottesdienste zu halten und zu predigen haben. Das gilt auch für alle anderen. Wenn das Fest kommt, ist die Zeit eine andere: Festzeit, Unterbrechung des Alltags.

16 An dieser Stelle freilich unterscheidet sich eine Homiletik, die die Predigt als „offenes Kunstwerk“ bzw. als Inszenierung biblischer Worte, Bilder und Geschichten versteht, grundlegend von einer Homiletik, wie sie etwa Emanuel Hirsch in seiner Predigerfibel vorgelegt hat. Für Hirsch ist es der (einsame!) Kampf des religiösen Subjekts des Predigers mit dem biblischen Wort, das ihn zu der Einsicht in dessen (existentielle) Bedeutung führt, die dieser dann (unter Umständen auch völlig unabhängig von dem biblischen Wort) zu kommunizieren habe. Eine Inszenierungstheorie hingegen, wie sie etwa in der Dramaturgischen Homiletik begegnet, aber auch in den Andeutungen Henning Luthers zur Predigt als Inszenierung, verortet die Begegnung mit dem biblischen Wort im Predigtgeschehen selbst – und ermöglicht so den Hörenden (aber selbstverständlich auch den Predigenden) im Geschehen der Predigt eine (erneute) Begegnung mit den Worten, Bildern und Geschichten der Bibel im Modus ihrer Kanzelinszenierung.

Das gilt selbst im säkularen Osten Deutschlands. Wenn Weihnachten kommt, ist die Arbeit für dieses Jahr erledigt. Es ist Urlaubszeit und Zeit ‚zwischen den Jahren‘. Für viele legt sich ein Jahresrückblick nahe – und vielen wird die vergehende Zeit bewusst. Hans-Dieter Bastian hat recht: Das Fest macht die Zeit sichtbar!¹⁷ Auch für säkulare Menschen ist ‚Weihnachten‘ mit bestimmten Deutungsmustern und Vorstellungsinhalten, mit bestimmten Atmosphären und Stimmungen beladen. Jan Hermelink erzählt dazu eine Anekdote vom „Versuch eines Militärpfarrers, im lebenskundlichen Unterricht Anfang der 90er Jahre die Weihnachtsgeschichte zu behandeln. Die ostdeutschen Rekruten reagierten empört: ‚Überall mischt die Kirche sich ein: in der Politik, in der Schule, im Fernsehen – und jetzt will sie uns auch noch das Weihnachtsfest wegnehmen?!‘¹⁸

Mit dem Fest treten Deutungsmuster in ein Wechselspiel, und gesellschaftliche, familiäre und kirchliche Deutungen überlagern sich (es ist ja nicht so, dass es die *eine* christliche Deutung gäbe – und die *eine* säkulare!). Manfred Josuttis sprach bereits vor einigen Jahren davon, dass Weihnachten *totalitär* geworden sei. Man kann sich nicht entziehen. Und selbst noch die Abgrenzung von Weihnachten – sei es die Abgrenzung von der christlichen Deutung oder von der konsumistischen Überfremdung – ist eine Weise der Reaktion. Wolfgang Trillhaas sprach von der „Leerheit der Feste, die gleichsam wie kalendarische Hohlräume nach dem Inhalt schreien“.¹⁹ Vielleicht ist das Bild nicht ganz richtig, weil der Raum nicht *leer* oder *hohl* ist. Aber in jedem Fall gilt: Der *chronos*, die dahinlaufende Zeit, erhält einen *Riss*. Und dieser kann unterschiedlich gefüllt werden: mit Festtagsbraten und Geschenkeflut oder so, dass der Riss zur Einbruchsstelle werden kann für das Neue, das Andere, das theologisch als *kairos* bezeichnet werden muss. Erneut gilt: Niemand hat den *kairos*, niemand teilt ihn aus (auch keine Kirche und keine Prediger von der Kanzel). Er geschieht, wo und wie es Gott gefällt.²⁰

Weil der *chronos* einen Riss erhält, gehen manche in die Kirche. Nur deshalb. Diese Einsicht kann den Druck, den manche Pfarrerinnen und Pfarrer verspüren, vermindern. Denn der Kirchenbesuch am Heiligen Abend (so Konrad Merzyn in seiner empirischen Studie²¹) folgt einer völlig

17 Vgl. Hans-Dieter Bastian, Kampf um die Feste – Kampf um die Köpfe. Eine Skizze zur politischen Religion der Neuzeit, in: Peter Cornehl / Martin Dutzmann / Andreas Strauch (Hg.), In der Schar derer, die da feiern. Feste als Gegenstand praktisch-theologischer Reflexion, Göttingen 1993, 15–32, hier: 15.

18 Jan Hermelink, Weihnachtsgottesdienst, in: Christian Grethlein / Günter Ruddat (Hg.), Liturgisches Kompendium, Göttingen 2003, 282–304, hier: 282.

19 Zitiert bei Gerhard Krause, Weihnachtspredigen und homiletische Erwägungen zur Weihnachtspredigt heute, Tübingen 1973, 121.

20 Vgl. zum zeittheologischen Wechselspiel von *chronos* und *kairos* als Basis der Festtagspredigt Jochen Rexer, Die Festtheologie Gregors von Nyssa. Ein Beispiel der reichskirchlichen Heortologie, Patrologia 8, Frankfurt/M. u. a. 2000, 2.

21 Vgl. Merzyn (Anm. 14), 6 f.

anderen Logik als der Kirchenbesuch sonst unterm Jahr (und auch als der kasuelle Kirchenbesuch). Damit ist die Chance, durch eine überaus gelungene, geradezu geniale Weihnachtspredigt regelmäßige Kirchgänger zu „rekrutieren“, außerordentlich gering. Die Menschen kommen schon wieder – aber wohl erst nächstes Jahr, wenn die Zeit wieder so heftig herandrängt, der *chronos* einen Riss erhält – und wieder Weihnachten ist!

Mit dem Gesagten ist auch klar: Die Zeit hat schon einen Riss erhalten für die, die in die Kirche kommen. Das entlastet auch von all den Versuchen, im Gestus des Prophetischen die Pervertierung des Weihnachtsfestes in der Konsumkultur des Spätkapitalismus mit markigen Worten von der Kanzel zu geißeln, so sehr, dass es vielleicht manch pastoralem Ego gut täte und durchaus auch Zustimmung fände bei den allermeisten, die im Kirchenraum versammelt sind. Freilich bietet die Predigt am Festtag dann mehr und etwas anderes als „folgenlose Bestätigung“²² dessen, was ich ohnehin schon weiß, mehr als Verdoppelung dessen, was sich an Logiken in Kaufhäusern und Dauerwerbesendungen findet. Aber es geht nicht um letztlich wirkungslose Kritik, sondern um eine Verschiebung des Blicks, der inmitten des Trubels der Weihnacht das Kind mitten unter uns entdeckt und im Riss der Zeit Gottes Zeit inmitten unserer Weltzeit.

4. Die Festtagspredigt zwischen Unterbrechung und Mystagogie

Martin Nicol stellt in seiner Liturgik „Weg im Geheimnis“ die Frage, ob an großen Festtagen – er denkt vor allem an den Heiligen Abend – wirklich gepredigt werden müsse. Würden die Menschen nicht letztlich die alten Lieder erwarten, die besondere Atmosphäre in der Kirche, natürlich die Weihnachtsgeschichte (und zwar nach Lukas und in unseren Breiten in Deutschland unbedingt in der Lutherübersetzung!), den Weihnachtsbaum und die Kerzen – aber doch nicht unbedingt eine Predigt?²³ Nicol hätte sich (was er hier nicht tat) durchaus und wenigstens tendenziell auf Schleiermacher berufen können, der einmal schrieb:

„Die höhern kirchlichen Feste, und hätten wir deren doch mehrere! – fordern eine eigenthümliche Auszeichnung, daß nämlich die größere Erregtheit der Gemeine sich auch durch eine erhöhte Selbstthätigkeit derselben ausspreche, und also einen größern Reichthum des Gottesdienstes, hinter welchem die Predigt noch mehr zurücktritt; und überdies kann man wol kein kirchliches Fest für vollständig halten ohne einen selbständigeren und bedeutendern Antheil der Thon-

22 A.a.O., 8.

23 Vgl. Martin Nicol, Weg im Geheimnis. Plädoyer für den Evangelischen Gottesdienst, Göttingen 2011, 142 f.

kunst, ohne eine volle Kirchenmusik, wo es nur irgend möglich ist dergleichen zu bewerkstelligen.“²⁴

In gewissen Abständen wurde diese Idee mehr oder weniger radikal vertreten. So meinte etwa auch Walter Wolff man könne anlässlich der höchsten kirchlichen Feste „auf einen Predigtgottesdienst einmal [...] verzichten und nur die feiernde Andacht in einem rein liturgischen Gottesdienst beherrschend hervortreten [...] lassen“.²⁵

Wäre also auch das eine Lösung: Verzicht auf die Predigt, um gerade so dem weihnachtlichen / festlichen Innovationsdruck zu entfliehen? Stützt man sich auf empirische Befragungen, dann legt sich diese Schlussfolgerung nicht nahe. In einer Chrismon-Umfrage aus dem Jahr 2009²⁶ wurde die Frage gestellt: „Was gehört für sie unbedingt zu einem guten Weihnachtsgottesdienst?“ Dabei landete die Predigt auf dem ersten Platz – noch vor der Weihnachtsgeschichte, vor „Stille Nacht“ und „O du fröhliche“.

Ergebnisse aus der neuesten empirischen Untersuchung zum Heiligen Abend hat Konrad Merzyn 2013 publiziert. Der Gottesdienst am Heiligen Abend wurde von den in 18 Leitfadeninterviews Befragten zunächst *insgesamt* wahrgenommen. Entscheidend waren Stimmigkeit und Atmosphäre. Von sich aus kam kaum jemand der Befragten auf die Predigt zu sprechen.²⁷ Wenn doch, dann zeigt sich, dass eher das Konventionelle gesucht wurde:

„Positiv beurteilt werden durchgängig eine lebensnahe Sprache, ein ruhiger Vortragsstil und die Orientierung an der lukanischen Geburtsgeschichte, die möglichst im bekannten Wortlaut verlesen werden soll. Negative Bewertungen verbinden sich dagegen häufig mit Bezugnahmen auf gegenwärtige politische Ereignisse, mit moralischen Ermahnungen sowie Kritik am kirchlichen Teilnehmerverhalten der zu Heiligabend versammelten Gemeinde.“

So sagt etwa Holger, einer der Befragten: „Also ich erwarte nicht, dass – ich erwarte nicht eine bemühte Aktualisierung und ich erwarte auch keine Anekdoten.“²⁸ Und es gelte der Imperativ: „Keine Experimente“²⁹ (da sind sich fast alle Befragte überaus einig!).

Nicol macht mit seinem kritischen Einwurf zur Bedeutung der Festtagspredigt auf die Liturgie aufmerksam. Mit Michael Meyer-Blanck ist die

24 Zitiert bei *Bernhard Schmidt*, *Lied – Kirchenmusik – Predigt im Festgottesdienst Friedrich Schleiermachers. Zur Rekonstruktion seiner liturgischen Praxis*, Schleiermacher-Archiv 20, Berlin/New York 2002, 22; im Original: Schleiermacher-Werke I/5, 180.

25 Zitiert bei *Krause* (Anm. 19), 144; im Original: *Wolff*, Art. Feste III: kirchliche, in: RGG 2 (1910), 878.

26 Heft 12/2009.

27 Vgl. *Merzyn* (Anm. 14), 11.

28 A.a.O., 13.

29 A.a.O., 14.

Predigt zu bestimmen als „Unterbrechung des Ritus im Kontext des Ritus“. ³⁰ Ich selbst habe als eine Art theologischen Fundamentalsatz zum evangelischen Gottesdienst formuliert: Evangelischer Gottesdienst ist WortKult in der Erwartung des WORTES. ³¹

Mit dem Rekurs auf den „Kult“ sind alle rituellen und traditionellen Handlungsvollzüge im Blick, in denen nicht die Logik der (eigenen) „Gestaltung“ dominierend ist, sondern die Logik des Entgegenkommenden. Mit dem Pendant „Wort“ meine ich all das, was gerade umgekehrt der Logik der Aktualität und der eigenen Gestaltung folgt. Die Gefahr jedes dieser beiden Pole liegt darin, dass sie sich verselbständigen. Der Kult droht sich dann vom Alltag zu isolieren und zu einer merkwürdigen Sonderwelt ‚jenseits‘ zu werden. Das Wort droht umgekehrt, die ‚Vertikale‘ zu verlieren und den Gottesdienst in ein aktuelles und rein zwischenmenschliches Kommunikationsereignis aufzulösen. Entscheidend scheint mir die wechselseitige Herausforderung, Verfremdung und Unterbrechung. Diese öffnet den Kult und öffnet das Wort, führt es aus der jeweiligen problematischen Selbstabgeschlossenheit heraus und macht den Gottesdienst zu einem Geschehen in der Erwartung des *Wortes*, das ich mir selbst nicht sagen kann und das immer neu geschieht. In diesem Wechselspiel ist die Predigt nicht einfach „Wort“ und die ‚restliche‘ Liturgie der „Kult“. Das ganze Geschehen des Gottesdienstes hat Anteile an Wort und Kult. Innerhalb dieses Differentials aber könnte es nun eine Festtagspredigt geben, die deutlicher dem Paradigma des *Wortes* folgt, die sich als Unterbrechung und Hinweis auf das ‚Ärgernis‘ versteht. Und es könnte eine Festtagspredigt geben, die deutlicher dem Paradigma des *Kultes* folgt: die Festtagspredigt als Mystagogie.

(1) Die Festtagspredigt als Unterbrechung und Hinweis auf das Ärgernis

Konrad Merzyn hat gezeigt, wie klar sich Gottesdienstbesuchende am Heiligen Abend gegen Experimente und unvorhergesehene Neuerungen wenden; es soll auch in diesem Jahr wieder so sein wie „alle Jahre“: kein Anspiel, keine Dialogpredigt, kein Fürbittgebet mit selbst gestalteten Gebetszetteln, kein liturgischer Tanz. Menschen sehnen sich am Fest (an Weihnachten noch weit mehr als etwa an Ostern) nach dem Ritual – und mit ihm nach Geborgenheit und Vertrautheit.

Eine Predigt inmitten des Vertrauten hat dann durchaus die Möglichkeit, das Anstößige, das Ärgernis, den Skandal wieder neu freizulegen, um den es

³⁰ Vgl. zum notwendigen Miteinander von Liturgik und Homiletik auch die Reihe „Evangelisch-katholische Studien zu Gottesdienst und Predigt“ (vor allem Bd. 1, 2014).

³¹ Vgl. *Alexander Deeg*, *Das äußere Wort und seine liturgische Gestalt. Überlegungen zu einer evangelischen Fundamentalliturgik (APTLH 68)*, Göttingen 2012.

an diesem Festtag geht: Gott wird Mensch – nicht damals, sondern heute. Und ein Riss geht durch diese Welt. Kairos im Chronos, wo und wie es Gott gefällt.

Karl Barth wurde im Dezember 1933 gebeten, für die Vossische Zeitung (Berlin) ein paar Worte zum Weihnachtsfest zu schreiben.³² Barth zitiert Lk 2, 18: „Und alle, vor die es kam, wunderten sich der Rede, die ihnen die Hirten gesagt hatten.“ Der erste Satz seiner Betrachtung lautet: „Über das, was die Hirten von Bethlehem den Leuten zu sagen hatten, konnten und mußten sich wirklich nicht nur einige, sondern *alle* wundern, die es hörten“ (644). Das Verwunderliche macht Barth dann groß – und beschreibt es als die Merkwürdigkeit der beiden Nachrichten: dass ein Kind geboren sei – und dass dieses Kind der Herr sein soll! „Wenn wir uns wirklich *alle* darüber wundern und alle *wirklich* darüber wundern würden – das wäre echte Weihnachtsfeier“ (646). Dabei grenzt Barth diese Verwunderung ab von dem „lässige[n] Staunen“ (646), das man ja auch empfinden könnte –

„angemessen einem Geschichtsereignis, dessen Größe und Bedeutung man nicht leugnen kann, über dessen Tragweite man sich einiges hat sagen lassen, dem man unter Umständen sogar einen wunderbaren, übernatürlichen Charakter zuzubilligen nicht abgeneigt ist – nach dessen Betrachtung man sich aber doch auch wieder anderen Betrachtungen zuwenden kann [...]“ (646).

Nein: die Verwunderung müsse eigentlich eine Empörung sein, unsere Auflehnung: weil Gott uns nicht mehr uns selbst überlässt (vgl. 647) und weil wir damit auch auf dem Feld des Endlichen nicht mehr die Herrschaft haben. Man müsse zu dieser ganzen Weihnachtsoffenbarung „Nein“ sagen. „Man muß sie leugnen!“ (647). „Wir wollen nichts mehr davon hören!“ (647). Oder es geschieht doch – und die Verwunderung führt zur Dankbarkeit, weil Gott Mensch wurde und uns befreit, noch mehr und immer weitere Gottesbilder zu malen und zu bauen (vgl. 647 f.).

„Es könnte sein, daß wir unserer Götterfabrikation und unserer eigenen Gottähnlichkeit aus allerhand Gründen so müde geworden wären, daß wir nach eben der Offenbarung, von der die Hirten erzählt haben, greifen müßten wie ein Ertrinkender nach der Hand, die ihm im letzten Augenblick zu seiner Rettung gereicht wird“ (648).

In dieser Betrachtung zum Weihnachtsfest 1933 sagt Karl Barth kein einziges direkt politisches Wort – und dennoch ist diese ganze Weihnachtspredigt ein Beispiel dafür, wie auf dem Hintergrund der politischen Situation dieses besonderen Jahres der deutschen Geschichte an Weihnachten Worte ge-

32 Karl Barth, Predigten 1921–1935, hg. v. Holger Finze, Karl Barth Gesamtausgabe I, Zürich 1998, 644–648; vgl. dazu auch Hans Asmussen (Hg.), Der Herr der Welt ein kleines Kind. Weihnachtspredigten aus 17 Jahrhunderten, Stuttgart 1949, 137–142.

funden werden konnten, die herrschende Logiken unterbrechen und auf das hinweisen, was Gott tut: Er mischt sich ein.

(2) Die Festtagspredigt als Mystagogie

Die andere Weise, im Wechselspiel des WortKults das Wort zu ergreifen, wäre die, die Predigt deutlicher auf die Feier der Liturgie hinzuordnen. Dann wäre die Predigt als eine Art (dramaturgisch freilich etwas verspätete) *Ouverture* zu verstehen für das, was in der Liturgie bereits geschah und danach weiter geschieht. Mit den Worten der Predigt stimmen Predigende in den Klang des Festes ein.

Ich zitiere aus einer altkirchlichen Predigt. Sie stammt von Gregor von Nazianz (ca. 329 bis 390).³³ Der erste Absatz der Predigt zeigt den Duktus des Ganzen deutlich:

„Christus wird geboren, verherrlichtet ihn! Christus kommt vom Himmel, gehet ihm entgegen! Christus erscheint auf Erden, erhebet euch! ‚Singet dem Herrn alle Lande‘, und um beides zusammenzufassen: Es erfreue sich der Himmel und frohlocke ob des Himmlischen, der nunmehr auch Erdenkind ist. Christus ist im Fleische; mit Zittern und Jubel freuet euch; mit Zittern wegen der Sünde; mit Jubel wegen der Hoffnung.“³⁴

In der Predigt wird die Gemeinde in die Feier geführt, indem das Charakteristikum der christlichen Feier erschlossen wird. Dieses liegt in einem spezifischen Ineinander der Zeiten: Die Vergangenheit, an die erinnert wird, ragt in die Gegenwart, verändert diese und richtet Menschen auf das aus, was von Gott her kommt.³⁵ Das Fest erinnert an die Herkunft und weist so in die Zukunft. Und die Predigt intoniert diese Bewegung.

Egal, ob sich die Festpredigt eher als *Unterbrechung* oder eher als *Mystagogie* gestaltet: in beiden Richtungen geht es darum, das Festgeschehen aus der Vergangenheit herauszuholen und die Gegenwart dieses Geschehens anzusagen. Herbert Breit meinte mit Blick auf die Weihnachtspredigt:

„Doch muß jeder Versuch scheitern, Jesus als dem *Vergangenen* eine gegenwärtige Aktualität beizumessen. Ohne Glauben an den gegenwärtigen Herrn ist die Feier des Geburtstages Jesu grundsätzlich keine andere als jeder Erinnerungstag an

³³ Zitiert bei *Asmussen* (Anm. 32), 15–21.

³⁴ Zitiert a. a. O., 15.

³⁵ Vgl. auch *Benedikt Kranemann*, „Feiertags kommt das Vergessene ...“ Zur Deutung und Bedeutung des christlichen Festes in moderner Gesellschaft, in: LJ 46 (1996), 3–22, 6 [zur Definition des christlichen Festes und seiner anamnetischen Grundorientierung].

irgendein sonstiges historisches Datum. [...] Sie [die Weihnachtspredigt, AD] referiert nicht, sie sagt den gegenwärtigen Herrn an.“³⁶

Und im Blick auf die Osterpredigt meinte Gerhard Sauter:

„Die Auferstehung predigen heißt: erzählen, wie der lebendige Christus an unerwarteten Orten und auf unverhoffte Weise begegnet, weitersagen, dass dadurch unser verborgenes Leben mit Christus in Gott (Kol 3,3) geschaffen wird – diese Hoffnung verdeutlichen und zumuten, sich an sie zu halten.“³⁷

Gegenwart ist notwendig *neu*, überraschend, innovativ. Nicht, weil wir Prediger und Predigerinnen so kreativ wären, sondern weil Gott selbst schöpferisch ist (vgl. 2 Kor 5, 17; vgl. Gal 6, 15).

5. Die (Festtags-)Predigt und der *chiddusch*

Noch wissen wir nicht, was Weihnachten 2015 bedeuten wird – oder Ostern bzw. Pfingsten 2016. Eines aber bleibt freilich gleich: die Worte, Bilder und Geschichten der Bibel, die die Grundlage der Predigt sein werden. Dann geht es darum, dass sich die biblischen Texte immer neu als Grundlage für überraschende, neue Entdeckungen erweisen.

Unmöglich ist das nicht. Im Gegenteil meint die Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff grundsätzlich:

„Es ist sogar so, daß wirklich Neues niemals einfach nur aus Neuem heraus entsteht, das ist sogar menschenunmöglich, sondern aus anders aufgefaßten, anders belebten älteren Denk- und Beobachtungsmustern.“³⁸ Denn: „Wir gegenwärtigen Leute sind in unserem Denken und Auffassen viel zu gleichgeschaltet, einander viel zu ähnlich, als daß allein daraus etwas Überraschendes zustande gebracht werden könnte.“³⁹ Der „Eigenkreativwahn“⁴⁰, wie er manchen Schriftsteller in den Wahnsinn treibe, sei von daher hoch problematisch. „Ich bin überzeugt davon, wer den Wunsch hegt, seriös zu schreiben, und sich nicht mit Leidenschaft, ja mit Haut und Haaren, der Tradition ausliefert, der steht als ein ziemlich armes Würstchen da, dem Affentheater des Zeitgeschmacks völlig ausgeliefert.“⁴¹

Das Neue gibt es nur im Wechselspiel mit dem Alten. Das ist für Lewitscharoff die Basis von Literatur;⁴² dies ist m. E. die Grundlage einer evan-

36 Herbert Breit / Klaus-Dieter Nörenberg (Hg.), Festtage. Zur Praxis der christlichen Rede, München 1975, 55 f.

37 Gerhard Sauter, An Ostern die Auferstehung predigen, in: GPM 63 (2008/2009), 153–165, hier: 162.

38 Sibylle Lewitscharoff, Vom Guten, Wahren und Schönen, Frankfurter und Zürcher Poetikvorlesungen, Berlin 2014, 177.

39 A.a.O., 178.

40 A.a.O., 181.

41 A.a.O., 182.

42 An dieser Stelle könnte auch die Kierkegaardsche Figur der „Wiederholung“ einge-

gelischen Schriftlehre, die Grundlage eines verheißungsvollen Predigens und nicht zuletzt die Einsicht, die hinter der etwas rätselhaften Aussage des matthäischen Jesus aus Mt 13, 51 f. steckt: „Habt ihr das alles verstanden? Sie antworteten: Ja. Da sprach er: Darum gleicht jeder Schriftgelehrte, der ein Jünger des Himmelreichs geworden ist, einem Hausvater, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorholt.“

Im rabbinischen Diskurs begegnet der Begriff des *chiddusch*, der sich am ehesten als neue, bewegende Auslegung verstehen lässt (abgeleitet von der Wurzel חדש).⁴³ R. Jehoschua (ben Chananja) meinte einmal: „Es ist nicht möglich für ein Lehrhaus, dass es dort keinen Chiddusch gibt“ (bHag 3a). Wo sich Menschen mit den Worten der Tradition beschäftigen, sie unter neuen Situationen lesen, studieren, befragen, wird sich Neues, ein *chiddusch*, ereignen.

Das ist, so lässt sich sagen, die Grundfigur, in der die biblischen Schriften über das „Neue“ nachdenken. Wenn Gott in Jes 43,18 f. davon spricht, dass er „Neues“ schaffen wird, dann wird dies als Transformation des Alten beschrieben: Es geht um den neuen Exodus, der nun nicht durch das Wasser des Meeres führt, sondern durch die Wüste. Die Begriffe, mit denen der Exodus evoziert wird, werden neu aufgenommen, verändert, zerbrochen – und so entsteht sprachlich/bildlich das Neue.

Es gilt also: Nicht in Sammlungen von Kurzgeschichten oder in Materialangeboten von Gottesdienstinstituten ist der *chiddusch* zu erwarten (so sehr diese hier und da sicher auch gut und nützlich zu lesen sein mögen), sondern – erstaunlicher- und erfreulicherweise – immer wieder in den alten Worten, Bildern und Geschichten der Bibel.

Prof. Dr. Alexander Deeg, geb. 1972, lehrt Praktische Theologie am Institut für Praktische Theologie, Martin-Luther-Ring 3, 04109 Leipzig.
E-Mail: alexander.deeg@uni-leipzig.de

spielt und homiletisch-liturgisch reflektiert werden. In seinem mit „Die Wiederholung“ überschriebenen „Versuch in der Experimentalpsychologie“ grenzt er *Wiederholung* von der (griechischen) Praxis der *Erinnerung*, die den Menschen rückwärts führe, und von der Bewegung der *Hoffnung*, die ihn nach vorne treibe, ab. Es geht bei der Wiederholung um eine Praxis der *Gegenwart*: „[...] das Dasein, das gewesen ist, entsteht jetzt“ (Sören Kierkegaard, *Die Wiederholung*. Ein Versuch in der Experimentalpsychologie von Constantin Constantius, in: ders., *Die Krankheit zum Tode / Furcht und Zittern / Die Wiederholung / Begriff der Angst*, München 2010, 327–440, hier: 352).

43 Vgl. Alexander Deeg, Predigt und Derascha. Homiletische Textlektüre im Dialog mit dem Judentum (APTLH 48), Göttingen 2006, bes. 299.